

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 20

16. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Oktober 1952

INHALT: Wissen oder Magie? Zum neuen Essay Ernst Jüngers: «Besuch auf Godenholm».

Neue Diskussion um Petrus: II: Stellungnahme zu Cullmanns Buch — Zum Historischen — Zum Theologischen — Exegetisch-Dogmatisch.

Zur Lage in Südamerika: Bestrebungen des Kommunismus — Die soziale Lage — Einflussmöglichkeiten des Kommunismus — Die Kirche: Erfolge und Versagen.

Gedanken über die moralische Aufrüstung und das Christentum: Das Gemeinsame aller Menschen — Das Apriori aller Religion — Lässt sich das Christentum auf Wesenselemente reduzieren? — Moralische Aufrüstung als theologisches Thema.

Ex urbe et orbe: Frankreich: Aus dem Katholizismus — Aus dem Protestantismus.

Buchbesprechungen: Aus der Welt der Naturwissenschaft: Troll — Barthelmess — Freisling.

Neuerscheinungen.

Wissen oder Magie?

(Zu E. Jüngers «Besuch auf Godenholm»)

«Sie wissen doch mehr, nicht wahr?» — Das ist die beschwörende Frage Schwarzenbergs an Moltner in Ernst Jüngers neuem Essay «Besuch auf Godenholm». «Sie wissen doch mehr?», dreimal in kurzen Abständen erhält Moltner, der «wie viele, ja wie fast alle Zeitgenossen durch ein ständiges Gefühl des Mangels bedrückt wurde», diese Frage als Antwort. Sie soll von ihm den Einstieg in eine Tiefe erzwingen, in der für sein verzweifelt Suchen schon immer die Antwort bereit war.

«Sie wissen doch mehr?», diese Frage wird zum Appell nicht nur an Moltner, sondern an alle Anwesenden: «Sie fühlten sich mitbetroffen, angerufen durch diese Worte... Die Stimme hatte auffordernd geklungen, ermutigend», und sie bewirkt eine eigentümliche Versenkung, einen Zustand visionärer Schau und allmählicher innerer Wandlung, bis das Neue eintritt, von dem es heisst: «Bei allen leuchtete nun diese Heiterkeit, die wie aus Spiegeln zurückglänzte. Sie teilte sich selbst den Gegenständen als starke Strahlung mit».

Man könnte versucht sein, diese Art von Frage als einen psychologischen Kunstgriff zu belächeln, der seine starke Suggestivkraft mit der Zeit verliert und in hoffnungslosere Enttäuschung zurückfallen lässt. Ernst Jünger aber geht es offensichtlich nicht um blosser Methodik. Die strenge Atmosphäre von Godenholm, das feierliche Ritual des Gespräches und Schwarzenbergs unerbittlich-eindringliche Haltung sollen der Stunde ein nicht gewöhnliches Gewicht geben. Zwar hat Jünger es schon immer verstanden, Welt Dinge, Zeit und Menschen in einen Blickpunkt und in eine Beleuchtung zu rücken, die Wesentliches offenbaren mussten. Diesmal aber soll — wenn nicht alles täuscht — ein «Vorstoss in die geistige Mitte» geschehen. Darum legt sich der sonst zum Schauen bestellte Augenmensch eine fast liturgische Zucht auf. Das formen- und farbendurstige Auge ist nur halb geöffnet, der Blick geht nach innen. In einer hellseherisch-geisterhaften Sphäre soll ein Wissen, das hinter den Dingen verborgen liegt, erweckt werden. Und der Erfolg stellt sich ein, die Frage tut ihre Wirkung. Sie trifft «wie ein Stoss mit einer Waffe, deren Existenz ihm unbe-

kannt gewesen war. Das war nur dem Schock vergleichbar, der einem zugleich gewalttätigen und obszönen Angriff folgt, ging aber tiefer, denn es war ihm, als ob nicht nur Kleider, sondern auch Stücke der Haut herunter gerissen würden, der Oberfläche, die er unablösbar, untrennbar mit sich verbunden hielt». Jetzt weiss Moltner tatsächlich mehr, als er bisher geahnt hatte. Es ist als ob ganz unbekannte Räume der eigenen Person sich auftun würden — Räume, in denen Beruhigung, Sicherheit, Geborgensein gewährt werden. Der Besuch auf Godenholm hat sich gelohnt. Moltner «hat jetzt einen Massstab... Er fühlte Kraft in sich».

Gibt es ein solches Wissen, jenseits der Wissenschaft, das wir zutiefst besitzen, das nur aus seiner Versenkung heraufgeholt werden muss?

Namhafte Kritiker hegen den Verdacht oder sind überzeugt, Jünger habe sich in diesem Werke der Welt des Magischen zugekehrt, er suche Zuflucht in jener Sphäre, in der die Dynamik einer geheimen persönlichen Kraft die Dinge verwandelt und die ganze Umgebung in den Strahlungsbereich der subjektiven inneren Erfahrung hineinreisst. Von Schwarzenberg wird ja behauptet, es besitze «unmittelbare geistige Macht», und das visionäre Element nimmt einen etwas breiten Raum in dieser sonst knappen Erzählung ein. Es dürfte darum schwierig sein, dieser Interpretation nicht einen ziemlich hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zuzugeben.

Dennoch schiene es uns nicht angemessen, eine weitere Möglichkeit völlig ausser acht zu lassen. Sie wird nahegelegt durch jene Worte, die auch des Bedenkens wert sind: «Die meisten ahnen freilich nicht, was sie an Eigentum mitführen. Sie dringen kaum bis zum Geheimnis ihrer Glieder, geschweige bis zu den Atomen vor. Der Mensch wird nie auf seinen Grund hinabloten. Hier liegt die Tiefe des Universums, die ihn erschrecken lässt. Hier ist der Schatzgrund, von dem die Bilder zeugen, und selbst die höchsten nur gleichnishaft.» Und dann fallen auch jene bedeutungsschweren Sätze, die in metaphysisch-religiöse Tiefen hineinreichen: «Die Welt bleibt Trugwerk, wo sie nicht prophetisch erfasst wird — prophetisch

oder als Erinnerung. Das meint dasselbe, wie Hoffnung und Liebe auch. Sonst bleibt das Nichts, der taube Augenblick, die Muschel, der die Perle fehlt, und die abscheulich am Strande der Zeit verwest».

Vielleicht können diese Sätze deutlich machen, dass Jünger geistiger Vorstoss in doppelter Richtung erfolgt. Es geht zunächst darum, die eigentliche Tiefe des Menschen zu erhellen, jenes Wissen zu gewinnen, das man irgendwie zwar schon besitzt, das aber von den Schichten der Kulturbildung und den Wisseleien einer sensationshungrigen Zeit überlagert und verschüttet wurde. Man hat sich gleichsam daran gewöhnt, von den Zinsen oder gar von den Zinseszinsen eines grossen Kapitals zu leben, ohne dass man dieses Kapital selbst noch genau kennt. So bleibt man in der Welt des Augenfälligen, des jederzeit Tastbaren, oder man lebt in und mit der Geschichte als einer kostbaren Sammlung von Gewesenem, als einem Museum von interessanten Ereignissen und Persönlichkeiten. Aber man vergisst die überzeitlichen Hintergründe, und man weiss nichts von der Kraft, die in der Geschichte sich gestaltet. Man verliert die Bindung an die Wurzeln und Bodensäfte des menschlichen Lebens, und damit das Wissen um seinen gültigen Sinn. Der heutige Mensch findet sich in der Philosophie wie in der Kunst, ja selbst in vielen religiösen Ausdrucksformen wie abgeschnitten vom Urstrom des Lebendigen, wie «ausgesetzt auf den Bergen des Herzens» — und des Verstandes.

Mit Recht beharrt Jünger darum auf seiner Frage: «Sie wissen doch mehr, nicht wahr?» Und er nennt die Welt der Bilder, die zwar nur gleichnishaft vom Schatzgrund zeugen. Was sind das für Bilder, die Schwarzenbergs Besucher dann auch tatsächlich in einer Art Trance-Zustand erleben? Erinnern sie nicht in vielfacher Weise auch an jene Archetypen, die in der Tiefenpsychologie C. G. Jungs eine so grosse Rolle spielen? Jung stösst ja bei allen Völkern und Kulturen, bei Alchemisten und Künstlern, bei Anhängern der Yoga-Praxis, aber auch bei den Mystikern des Mittelalters immer wieder auf diese Bilder, die das Faszinierend-Herrliche, aber auch Erschreckend-Mächtige darstellen, Bilder, die das kleine Erfahren weit übersteigen und eine höhere seelische Einheit und tiefere Sinnhaftigkeit des Menschenlebens wecken können. Vieles davon ist in den Mythen und Sagen ausgedrückt, in denen sich Weisheit des Anfangs verbirgt. Aber es spricht auch in den überragenden Schöpfungen der Kunst, in bestürzenden Visionen eines Michelangelo, Grünewald, Hieronymus Bosch . . . und dieses Ur- und Hintergründige steigt auch immer wieder neu empor und bildet sich in den individuellen Lebensraum hinein. Es lässt sich nicht auf lange Dauer verdrängen. Man weiss heute wieder um diese Archetypen und Symbole, und sie vermögen in Einzelfällen einem Leben stärkere Verbundenheit mit tragenden Kräften der menschlichen Natur zu geben und sinnvollere Ordnung in das seelische Funktionsgefüge zu bringen. Ist es zufällig, dass gerade heute diese Symbole so eifrig erforscht und in ihrer lebensträchtigen Fülle aufgewiesen werden? Der Mensch will mehr wissen, als der immer noch nachwirkende Bildungstaukel des Rationalismus und einer mechanistischen Naturwissenschaft ihm bisher zu wissen erlaubt hat. Eine höhere Art von Mäeutik soll sich ereignen, eine geistige Geburtstechnik soll echteres und volleres Menschentum zeugen. Grundlegende Sinngehalte drängen aus dem Unbewussten ins Bewusstsein. Ist es vielleicht so, dass jeder Mensch doch noch ein anderes Gesicht hat, letztlich ein Metaphysiker ist, begabt mit dem Wissen um die Urgründe des Seins?

Wenn Jünger es so meint, dann rüttelt seine Frage auf, dann durchbricht sie verhärtete Krusten bis an jenen Punkt, an dem eine vollständigere Lebensgestaltung aus grösserem Wissen möglich wird. Denn es gibt dieses Wissen. Noch in der mittelalterlichen Scholastik blieb man sich bewusst, dass dem reflexiven Denken und den wissenschaftlichen Argumenten eine keimhafte Erfassung der Wahrheit vorausgeht. Die moderne

Religionsgeschichte und Religionspsychologie aber zeigen, wie die Menschen der Vor- und Frühkulturen die transzendente Wahrheit fühlen und leben, längst bevor sie diese wissenschaftlich zu ergründen trachten. Man weiss noch, dass «alles Vergängliche nur ein Gleichnis» ist. . . man lebt noch bei den «Müttern». — Meint Jünger nicht mehr als dies, dann mag man ihm wohl folgen.

Es gibt aber Sätze in diesem Essay, in denen Ansprüche gestellt werden, die bedenklich anmuten. Da ist vor allem einmal die Art zu nennen, mit der das höhere Wissen erlangt wird. Es ereignet sich in einem Zustand merkwürdiger Entrückung und geschieht sehr plötzlich. Man hat den Eindruck, die beteiligten Menschen würden mit einem Zauberstab berührt und wider ihren eigenen Willen in eine Welt versetzt, die jenseits aller menschlichen Erfahrungsmöglichkeiten liegt. Was in östlichen Religionen als Ergebnis langer Vorbereitung und mühsamer «Entwerdung» sich stufenweise vollzieht, was in der Tiefenpsychologie ständig wiederholter, sorgfältiger Deutungsversuche und langwieriger Interpretation bedarf, was gar (der Vergleich hinkt notwendig) in der christlichen Mystik als freie Gabe des sich selbstoffenbarenden Gottes — ebenfalls meist nach vielen Stadien des Reinigungs- und Erleuchtungsweges — geschenkt wird, das geschieht bei Jünger einfach und mühelos im Nu. Schwarzenberg mit seiner Stirnbinde schafft dergleichen im Handumdrehen und lässt dabei durchblicken, dass er noch höhere Macht als die gezeigte besitze. Müssen solche Kunststücke nicht den Verdacht erwecken, Jünger versuche es nun mit der Magie?

Der Verdacht wird noch bestärkt, wenn das also gewonnene Überwissen immer wieder als Macht erscheint. Schwarzenberg besitzt einen Rang, der ihn von allen übrigen Machtträgern fühlbar abhebt und erhöht: «Hier herrscht die unbewegte Macht. . .» «Hier war noch alte Befehlsgewalt. . .» «Ja, das war Macht, was da heraufklang. . .» Auch wenn alles Wissen tatsächlich immer eine Macht bedeutet, so scheint bei Schwarzenberg diese Macht doch von einer unbegrenzten Weite «jenseits von Wort und Werk» . . . sie wird ein Absolutes und erhält einen Glanz, der auf ewigen Ursprung zurückweist. Merkt Jünger, wie den Leser ein leiser Schauer überfällt?

Aber es kommt noch besser. Auch die Natur selbst wird in den Umwandlungsakt hineingezogen: «Das koboldhafte Treiben auf dem Hofe, das Kratzen und Scharren, das Fegen und Klopfen wurde immer noch drängender, noch schürfender. . .» Ja, die Dinge erfahren schliesslich einen (gelingende) eigentümlichen Machtzuwachs, sie beginnen «sich aufzuladen und Leben zu gewinnen: sie wuchsen aus den Gegenständen, als die sie ihm erschienen waren, zu fragestellender, ja richterlicher Macht. . .» Ist es noch die Macht von Naturdingen oder ist es eine Macht, die aus unterweltlichen, fremden Bezirken aufsteigt: Vorspiegelung, Trugwerk?

Wir verstehen, wenn eine Zahl bedeutender Kritiker Jünger der Magie zeilt. Dennoch sollte man das Urteil darüber zunächst noch offen lassen. Was aus dem Essay uns entgegentritt ist vielmehr das, was er überwinden möchte: der Hunger, das Drohende, die Ausgestorbenheit der Welt. . . Vor allem aber kündigt er die Sehnsucht, mehr zu wissen. Das ist wenig oder viel, je nachdem, ob man noch eine leise Ahnung davon hat, dass der Menschheit eine Offenbarung zuteil wurde, die diese Sehnsucht erfüllen kann, oder ob der Schleier der eigenen Gedanken vor Welt und Menschen liegt. — Von Moltner heisst es zuletzt: «Noch hatte er sich kein Urteil über den Besuch auf Godenholm gebildet; seine Gedanken lagen ungeordnet wie nach einer Explosion. Er wusste nicht, ob er vor die rechte Schmiede gekommen war. Doch daran konnte er nicht zweifeln: dass es eine Schmiede gewesen war.» — Ist das alles? Wirklich? Begreift man unsere Versuchung, Ernst Jünger «mit steigender Aufmerksamkeit» zu fragen: Sie wissen doch mehr, nicht wahr?

J. Rudin

Neue Diskussion um Petrus

II. Stellungnahme

Es sei vorausgeschickt, dass Cullmann sich bemüht, die Diskussion über das leidenschaftlich umkämpfte Papsttum ruhig, loyal und sachlich zu führen. Und doch ist auch dieser Verfasser voreingenommen. Die Haltung seines ganzen Buches ist Abwehr. Er versucht zu zeigen, dass das, was die Katholiken behaupten, nicht bewiesen sei. Diese Haltung ist für einen Apologeten berechtigt, aber eigentlich nicht für einen Historiker. Dieser müsste diejenige Lösung annehmen, welche die vorhandenen Tatsachen am besten erklärt. Er käme dann vielleicht nicht zu einer absoluten Sicherheit, aber doch wenigstens zu einer sehr grossen geschichtlichen Wahrscheinlichkeit, ja man wird sagen dürfen: zu einer historischen Gewissheit.

1. Zum Historischen

a) Die Ausführungen Cullmanns über die *Stellung des Petrus in der Urkirche* führen zur richtigen Erkenntnis, dass Kephas nicht nur die Gemeinde zu Jerusalem, sondern überhaupt die Kirche am Anfang autoritativ geleitet und somit einen wirklichen Primat ausgeübt hat. Die Behauptung, dass Petrus diese Stellung beim Verlassen Jerusalems aufgegeben und dass Jakobus von da an die Leitung gehabt habe, wird durch Cullmann keineswegs einsichtig gemacht.

Vorerst ist doch nicht zu leugnen, dass in der ganzen ersten Hälfte der Apostelgeschichte Petrus im Vordergrund steht, und zwar so stark, dass gerade protestantische Forscher von einem Petrinismus gesprochen haben. Daneben verschwindet Jakobus fast völlig. Auf dem Apostel-Konzil zu Jerusalem ist es eben doch Petrus, der nicht nur als erster das Wort ergreift, sondern mit einer Sicherheit und Autorität spricht, die ihm nicht zukäme, wenn Jakobus ihm übergeordnet wäre. Wenn der letztere dann noch seine bekannten Jakobus-Klauseln dem Dekret hinzufügt, so ist das nicht eine höchstinstanzliche Entscheidung, sondern eben nur das nachträgliche Anbringen einiger Sicherungen. Wäre Jakobus damals oberster Leiter der Kirche gewesen, hätte Paulus diese Klauseln nachher nicht einfach übersehen und übergehen können.

Des weitern ist die These, Petrus habe die Judenmission, Paulus die Heidenmission übernommen, und zwar beide in Unterordnung unter die von Jakobus geleitete Jerusalemer Gemeinde, aus der Apostelgeschichte nicht nachweisbar. Im Gegenteil. Gal. 2,9 schreibt Paulus: «Sie, nämlich Jakobus und Kephas und Johannes, wollten unter den Beschnittenen predigen, wir unter den Heiden.» Von einer Unterordnung unter Jakobus ist hier jedenfalls nicht die Rede und Jakobus wird ebenso Judenmissionar genannt wie Kephas. In Gal. 2,12 wird nicht gesagt, dass Petrus den Jakobus gefürchtet habe, sondern es heisst dort nur allgemein: «aus Furcht vor denen aus der Beschneidung». Es handelt sich also um eine allgemeine Rücksichtnahme auf die Juden. Jakobus ist der konservativste unter den Aposteln, derjenige, der am zähesten an jüdischen Gebräuchen festgehalten hat. Er hatte dadurch bei den Juden ein besonderes persönliches Ansehen, das keineswegs auf eine amtliche Stellung zurückgehen muss. Die Loslösung vom jüdischen Gebrauch der Beschneidung war für jeden Juden etwas so schwieriges, dass die Gegensätzlichkeit zwischen beschnittenen und unbeschnittenen Christen sich geschichtlich vollauf begreifen lässt. Wir sehen aus den übrigen Paulusbriefen, wie schwer für den Apostel der Kampf um die Loslösung vom Judentum gewesen ist. Dass ein so leicht beeindruckbarer Mensch wie Petrus in dieser Haltung nicht immer eine klare Linie hatte, ist verständlich, ohne dass deswegen eine ihm übergeordnete Jakobus-Autorität angenommen werden müsste. Ausserdem handelt es sich beim Vorgehen des Petrus nicht um

eine Unsicherheit und ein Nachgeben im Grundsätzlichen, sondern um eine veränderte Taktik im praktischen Verhalten.

Dazu kommt nun aber vor allem ein Drittes. Hätte Jakobus damals die entscheidende Stellung gehabt, so hätte Paulus gegen ihn auftreten müssen und nicht gegen Petrus. Gal. 2,14 lässt sich nur verstehen, wenn Petrus massgebend war. War er aber nur Leiter der Judenmission und somit Paulus, dem Leiter der Heidenmission, gleichgestellt, wäre es für diesen im Grunde genommen gleichgültig gewesen, welche Stellung Petrus in dieser Frage einnahm. Hatte aber Petrus nicht nur über die Judenchristen, sondern auch über die Heidenchristen zu befinden, dann musste Paulus allerdings diese peinliche aber entscheidende Auseinandersetzung auf sich nehmen. Sein Widerstand gegen Petrus ist somit nur erklärt, wenn Petrus für ihn massgebende Autorität war.

Wer also unvoreingenommen den Bericht der Apostelgeschichte und die geschilderte Situation im Galaterbrief betrachtet, kommt zum Ergebnis, dass nach dem Wegzug des Petrus von Jerusalem Jakobus der dortige Ortsleiter war und ausserdem als gesetzestreuer Jude bei den Judenchristen ein grosses persönliches Ansehen genoss, dass aber Petrus der eigentlich Entscheidende und Bestimmende war und blieb. Nur so lässt sich das gesamte historische Material befriedigend erklären. Die Bedeutung Jerusalems erklärt sich nicht durch die Stellung des Jakobus, sondern durch die alttestamentliche Heilserwartung, die an Jerusalem geknüpft ist. Aber diese erfordert ihrerseits keineswegs, dass das Oberhaupt der Kirche dort sein muss.

b) Die Ausführungen Cullmanns zu den *Ausgrabungen unter St. Peter* müssen von Archäologen beurteilt werden. Cullmann betont übrigens selbst in durchaus loyaler Weise, dass vom Ergebnis dieser Ausgrabungen, d. h. von der Frage, ob unter der Confessio nun wirklich das Grab des Petrus oder nur die Stätte seiner Hinrichtung gewesen sei, für die Beurteilung des Primates nichts abhängt. Auf alle Fälle steht historisch fest, dass Constantin seine gewaltige Basilika über einer Stelle errichtet hat, die in besonderer Weise mit Petrus zu tun hatte. Anders lässt sich die Art und Lage dieses Baues überhaupt nicht erklären. Nun ist aber weiterhin durch die Grabungen eindeutig gezeigt, dass jene Stelle ein Friedhof mit vielen Gräbern war, dass weiterhin unter dem Tropaion ein wirkliches Grab mit Überresten menschlicher Gebeine gefunden wurde. Also ist es doch geschichtlich zum mindesten wahrscheinlicher, dass dort nicht nur die Hinrichtungsstätte des Petrus, sondern auch sein Grab gewesen ist. Theologische Bedeutung kommt dieser Frage, wie gesagt, nicht zu. Denn dass Petrus in Rom war und die dortige Gemeinde geleitet hat, wird von Cullmann nicht bestritten. Darauf stützt sich aber die Sukzession der römischen Bischöfe im Primat, nicht auf das Petrusgrab.

2. Zum Theologischen

a) Zur Exegese von Mt. 16

Cullmann kommt in seiner Auslegung des Matthäus-Textes zum eindeutigen Ergebnis, dass es sich um die feierliche Übertragung eines Amtes handle. Das ist im Unterschied zu der Mehrzahl anderer protestantischer Erklärungen bedeutsam. Aber Cullmann will dieses Amt zeitlich beschränken. Es soll nur solange Gültigkeit haben, bis die Kirche wirklich grundgelegt ist.

Dazu ein paar Bemerkungen. Es ist schon a priori nicht wahrscheinlich, dass die Kirche in ihrer organisatorischen Struktur nicht durch ihren Gründer festgelegt worden sei. Jesus gründet die Gemeinde seines Vaters als das neue Gottesvolk.

Die Gemeinde Jahwes war aber nichts weniger als demokratisch gestaltet. Sie war wesentlich theokratisch. In ihren Anfängen stand sie unter der klaren und sicheren Führung des Moses, nach dessen Tod unter der Leitung des Josua. Die Richter waren charismatische Führer. Beim Aufkommen des Königtums wird dieses zuerst als religiöser Fremdkörper empfunden, dann aber anerkannt, aber bezeichnenderweise so, dass die Könige die Gesalbten Jahwes sind, also gewissermassen dessen Führung nach aussen sichtbar machen. Wenn nun anstelle des Zwölfstämme-Volkes durch Jesus das neue Gottesvolk auf den zwölf Aposteln aufgebaut wird, so ist von vorneherein wahrscheinlich, dass auch diese Theokratie ihre sichtbare Vertretung durch den Einen finde, der an die Spitze gestellt wird, nicht durch Mehrere.

Diese Erwartung wird nun voll bestätigt durch das Tun Jesu; wie es in Mt. 16 sichtbar ist. Jesus redet dabei ausdrücklich von der Zukunft: «Ich werde meine Kirche bauen», «Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreiches geben». Der Blick in die Zukunft zeigt sich in der Voraussage, dass die Pforten der Hölle keinen Widerstand leisten können. Es ist also zweifellos der Blick Jesu auf die Zukunft gerichtet. Dass Jesus dabei nicht ausdrücklich von Nachfolgern spricht, die nach dem Tod des Petrus an dessen Stelle treten, erklärt sich aus der Tatsache, dass Jesus die Zeit der Parusie nicht angeben und nicht bestimmen will, sondern sie offen lässt. Hätte er von Nachfolgern gesprochen, hätte er damit die Parusie mit Sicherheit in weite Ferne gerückt. Das stände aber im Widerspruch zu andern Aussagen Jesu, in denen «weder die Zeit noch die Stunde» bekanntgegeben wird. Endlich ist die grosse Feierlichkeit, von der dieser ganze Text getragen ist, nicht verständlich, wenn es sich nur um die ersten paar Jahre handelt. Wohl aber, wenn es um die dauernde Struktur der ganzen Kirche geht.

Für die Begrenzung des Primates wären folgende Möglichkeiten.

Entweder ist der Primat durch Christus an die Person des Petrus geknüpft. Dann hört das Amt mit dessen Tod auf. In diesem Fall ist aber eine Übertragung an Jakobus ausgeschlossen. Sie wäre bei dieser Voraussetzung dem Willen des Gründers widersprechend.

Oder aber: Der Primat ist an die Gemeinde zu Jerusalem gebunden. Davon ist im Text nicht die leiseste Spur zu finden. Sie widerspricht ausserdem den gerade im Matthäus-Evangelium so ausführlichen Voraussagen Jesu über den Untergang Jerusalems. Und zwar so, dass mit diesem Untergang keineswegs der Untergang der Welt zeitlich verknüpft ist. Sonst hätte die Forderung der Flucht aus der Stadt und in die Berge keinen Sinn. Die Kirche muss also den Untergang Jerusalems überdauern. Damit ist aber die Bindung des Primates an Jerusalem sinnlos.

Oder endlich: Der Primat ist zeitlich begrenzt. Aber auch davon ist im Text nichts gesagt. Das Fundament ist gewiss nur ein einmaliges, aber gerade etwas wesentlich Dauerndes. In dem Augenblick, wo das Fundament aufhört, stürzt ein Bau zusammen. Das Fundament ist nicht ein zeitliches Faktum, das dann nur noch moralisch, aber nicht mehr seinhaft weiterwirkt, sondern, wenn das Bild ernst genommen wird, etwas Seinhaft-Dauerndes. Auf die Struktur eines gesellschaftlichen Gebildes angewandt besagt das, zumal in Verbindung mit der Schlüsselgewalt, die Autorität. Diese muss also dauern, solange die Kirche dauert. Es liegt in diesem Bild das Gegenteil einer zeitlichen Begrenzung. Das gleiche gilt von der Schlüsselgewalt und von der Vollmacht zu binden und zu lösen. Im inneren Wesen dieser Bilder liegt keine zeitliche Begrenzung. Im Gegenteil.

Und schliesslich ist durch den Hinweis auf den Kampf mit der Macht der Hölle und auf das Hinführen der Gläubigen in den Himmel das Gegenteil zeitlicher Begrenzung ausgespro-

chen, denn dieser Kampf dauert bis zum Ende und das Hinaufführen ebenfalls.

So bleibt nur noch die Möglichkeit einer Begrenzung durch den Gedanken an die Parusie. Geht man von der Anschauung der Eschatologen aus, wonach Jesus selbst das Ende als nahe bevorstehend betrachtet habe, so ist im Grunde genommen nicht ersichtlich, warum denn überhaupt noch eine Kirche mit Amt und Jurisdiktions-Vollmacht gegründet wird. Die grosse Feierlichkeit dieser Gründungsworte ist dann nicht erklärlich. Oder aber Jesus denkt an die Parusie in wesentlich fernerer Zeit. Dann ist Begrenzung auf eine Zeit, die nicht den ganzen Zeitraum von damals bis zum Ende ausfüllt, nicht verständlich.

Dagegen löst sich die Schwierigkeit ganz natürlich und selbstverständlich, wenn Jesus über den Zeitpunkt der Parusie nichts aussagen will, wie das ja aus andern Texten hervorgeht. Denn dann ist es gegeben, dass er das Amt des Primates einsetzt, es nicht zeitlich begrenzt, aber auch nicht ausdrücklich von Nachfolgern spricht, weil eben die Zeitfrage offen gelassen wird und offen gelassen werden soll.

Zusammenfassend muss man also sagen, dass eine unvoreingenommene Analyse des Textes die katholische Erklärung zum mindesten als die natürlichere, dem Wortlaut am meisten entsprechende ist. Denn in entscheidender Stunde spricht Christus in hochfeierlichen Worten von der Gründung seiner Kirche, von deren Kraft über Hölle und Himmel und gibt einem Menschen die Schlüsselgewalt über dieses neu gegründete Reich Gottes. Was ist das anderes als bildhafter Ausdruck der jurisdiktionalen Vollmacht über dieses Reich, dem dauernder Bestand durch Jesus selbst verheissen ist? Es ist also diesem Amt der Dauercharakter gegeben, und somit ist, wenn die Parusie nicht vor dem Tode des Petrus erfolgt, eine Weiterführung dieses Amtes durch Nachfolger dem Willen des Gründers entsprechend. Christus hat also seiner Kirche eine bestimmte Struktur gegeben: Kephas als Leiter des Ganzen, die übrigen elf Apostel unter Petrus aber ebenfalls mit der Binde- und Lösegewalt, die übrigen Gläubigen als das Volk Gottes. Die Struktur «Papst — Bischof — Volk der Gläubigen» ist somit die Weiterführung dessen, was Jesus gewollt und grundgelegt hat. Eine unvoreingenommene Exegese wird immer wieder zu diesem Ergebnis kommen.

b) Dogmatisch

Liegt im katholischen Denken über diese Frage wirklich eine *Petitio principii*? Jesus nennt Petrus Fundament, auf dem er die Kirche baut. Das Fundament eines gesellschaftlichen Gebildes kann der innere Geist sein oder die äussere organisatorische Struktur. Bei Mt. 16 ist zweifellos vom Fundament im zweiten Sinn die Rede. Das wird deutlich aus den Bildern von den Schlüsseln, vom Binden und Lösen und nach Jo. 21 vom Weiden der Herde. Christus überträgt also jurisdiktionalle Vollmacht. An sich kann diese zeitlich begrenzt sein. Aber Jesus spricht hier mit deutlichem Blick in die Zukunft, und zwar nicht nur in die erste, sondern in die ganze Zukunft, wie seine Worte über die Auseinandersetzung der Kirche mit den Mächten des Abgrundes deutlich machen. Es steht also unabhängig von der geschichtlichen Entwicklung fest, dass Christus in seiner Kirche die Vollmacht einer obersten Spitze grundlegt. Demnach muss irgendwo in der Kirche Jesu diese Vollmacht weitergehen. Wenn nun die römische Kirche den Anspruch auf diese Vollmacht erhebt, ergibt sich daraus keineswegs, dass erst nachträglich die Verbindung noch eigens bewiesen werden muss. Wenn die Worte Jesu wenigstens indirekt eine Sukzession enthalten durch den Hinweis auf eine Zukunft, die das Leben des Petrus überdauert, so liegt darin die Begründung und Berechtigung des Primates.

Es ist auch kein Zirkelschluss, wenn einerseits aus Mt. 16 und Jo. 21 der Primat nachgewiesen wird und andererseits dann

dieser Primas den Primat dogmatisch festlegt. Denn im Beweis des Primates wird das Neue Testament als historische Quelle genommen und es wird somit auf historischem Weg die Berechtigung des Primates dargetan. Der Spruch dieses Primas ist aber dann nicht ein Urteil über den historischen Wert jenes historisch benützten Textes. Ein Zirkelschluss wäre nur dann, wenn beide Male von Geschichte oder beide Male von Dogmatik die Rede wäre. Historisch steht aus dem Worte Jesu fest, dass er seiner Kirche den Heiligen Geist zu untrüglichen Urteil gegeben hat. Die vom Heiligen Geist erfüllte Kirche gibt uns nun die dogmatische Sicherheit und Gewissheit, dass tatsächlich der Primat gottgewollt sei. Wir haben somit durch die Garantie des Gottesgeistes, der die Lehre der Kirche schützt, eine Sicherheit, die aus dem Schrifttext allein noch nicht gegeben wäre. Es kommt also durch die vom Geist Gottes erfüllte Kirche ein völlig neues Moment hinzu, durch das unsere Schrifterklärung eine neue Sicherheit und Gewissheit erhält. Etwas ähnliches haben wir im Gesamturteil über die Bibel. Diese ist nicht aus sich selbst unterscheidbar von andern nicht inspirierten Büchern, sondern nur durch die Kirche, die mit untrüglicher Sicherheit über die Inspiration urteilen kann. Aus der Bibel als historische Quelle erkennen wir die Berechtigung der Kirche, dogmatisch zu urteilen. Das dogmatische Urteil zeigt uns dann die Schrift in einem andern neuen Licht, eben als inspiriertes Wort Gottes. Beide Male ist nur scheinbar eine *Petitio principii*. Aber der Ausgangspunkt ist jedes Mal ein anderer. Das erste Mal ein historischer, das zweite Mal ein dogmatischer. Das Gleiche wird also unter völlig ungleichen Aspekten beurteilt. Darum liegt keine *Petitio principii* vor.

Die geschichtliche Entwicklung der Kirche gibt uns einerseits eine historische Erkenntnis wie die Kirche den Matthäustext aufgefasst hat, gibt uns aber darüber hinaus durch das vom Heiligen Geist gesicherte Urteil der Kirche auch eine nicht bloss historische, sondern dogmatische Sicherheit, wie jener Text aufzufassen und auszulegen sei. Nun zeigt schon die Urkirche, dass sie die Handauflegung, durch welche Bischöfe eingesetzt werden, als ein Weitergeben von Vollmacht, somit

als Sukzession betrachtet, obwohl Christus auch bei diesem Amt nicht ausdrücklich von Nachfolgern spricht. Wir ersehen daraus, schon in den Pastoralbriefen, wie sie die Worte und den Willen des Herrn verstanden hat. Das gilt für Petrus und die andern Apostel. Das ist einerseits eine historische, anderseits eine dogmatische Erkenntnis. Dabei ist die Sukzession nicht eine rein juristische Angelegenheit, sondern in den Nachfolgern des Petrus wirkt dieser weiter: «*Petrus per Leonem.*»

So ergibt es sich also, dass ein unvoreingenommenes Urteil historischer Betrachtung und exegetischer Methode Petrus als das von Christus eingesetzte Oberhaupt der Kirche erkennt, und dass das dogmatische Urteil der Kirche nicht im Widerspruch zur Geschichte oder zur Exegese steht, sondern diese endgültig sicherstellt. Ein Werk über Petrus müsste somit nicht die Untertitel tragen: Jünger — Apostel — Märtyrer, sondern Jünger — Apostel — Oberhaupt der Kirche.

Es ist durchaus wünschenswert, dass nun die Diskussion über das wertvolle Buch Cullmanns einsetzt, denn die Wahrheit hat die Forschung nicht zu fürchten. Sie kann durch sie nur gewinnen, denn sie tritt in immer helleres Licht. Dass Cullmann den Primat als von Christus gewollt und eingesetzt dar- tut, ist schon ein grosser Gewinn. Unvoreingenommene und ungetrübte Forschung wird aufzeigen können, dass dieser Primat nach Jesu Willen nicht zeitlich auf den ersten Anfang begrenzt war, sondern für die Kirche als Ganzes und für die ganze irdische Zeit dieser Kirche Geltung hat bis der Herr wiederkommt. Dann erst ist ein *Vicarius Christi* nicht mehr nötig. Denn dann erst hat er seine Funktion erfüllt. Das Fundament der Kirche ist der Primat. Er muss solange dauern, als der irdische Bau dieser Kirche dauert. Er muss und wird also dauern, bis der Herr der Kirche wiederkommt. Christus als das unsichtbare Haupt des mystischen Leibes ist solange durch ein sichtbares Haupt vertreten, bis er selber in der Sichtbarkeit wieder erscheint und der ganze Leib mit allen seinen Gliedern sichtbar mit dem sichtbaren Herrn verbunden ist. Auf diese Stunde wartet die Kirche.

R. Gutzwiller

Zur Lage in Südamerika

1. Die Bestrebungen des Kommunismus

Die Fangarme Moskaus haben auch diesen Kontinent ebensowenig vergessen wie die andern Weltteile. Es fällt nicht leicht, sich ein Bild darüber zu machen. Es scheint aber, dass augenblicklich in Chile und dann wieder im karibischen Raum mit besonderer Intensität gearbeitet wird. In Chile vor allem, weil es eines der Länder ist, in denen die Industrialisierung die grössten Fortschritte gemacht und dessen Arbeiterbevölkerung mehr als anderswo den Kontakt mit der Religion verloren hat. — Im karibischen Raum ist es besonders Guatemala, dessen Regierung und Arbeitersyndikate unter kommunistischem Einfluss stehen, wo russische Emissäre und überhaupt extreme marxistische Führer ein- und ausgehen.

Das Zentrum der russischen Spionage befindet sich in Montevideo (Uruguay), die dortige russische Botschaft unterhält eine unverhältnismässig grosse Anzahl von diplomatischen Beamten. Die zentrale Lage sowie die überaus liberale Gesetzgebung mögen den Ausschlag zur Wahl dieser Stadt gegeben haben. Das Zentrum der kommunistischen Parteien Südamerikas hingegen befindet sich in Sao Paulo (Brasilien), das sehr stark industrialisiert und eine der führenden Grossstädte des Kontinents ist.

Unter den kommunistischen Führern tun sich vor allem Vincente Lombardo Toledano (Mexiko), Pablo Neruda (der bekannte chilenische Dichter) und der Brasilianer Juan Carlos

Prestes hervor, hinter den Kulissen aber scheinen europäische und nordamerikanische Drahtzieher zu stecken, welche das einheimische Element in bezug auf Zielstrebigkeit und Energie weit übertreffen. Selbstverständlich werden nicht wenige Südamerikaner in Moskau ausgebildet, ja man konnte sogar feststellen, dass sich Sendlinge Moskaus in die Rechtsparteien verschiedener Länder eingeschlichen haben und, in Einzelfällen, auch in Priesterseminarien.

Einer der Hauptgründe des Erfolges ist sicher die Kühnheit, mit der die Kommunisten arbeiten. Wir kennen Fälle, wo kommunistische Agenten mit dem Muttergottesbild Prozessionen veranstalteten, wo Bilder des jetzigen Papstes mit Spruchbändern aus seinen Enzykliken als Propagandamittel dienten; das Ganze wurde dann natürlich in kommunistischem Sinn verdreht. Auch der Schlagler von «Christus, dem ersten Sozialisten» wird mit besonderer Hartnäckigkeit eingetrichtert. — Daneben haben auch vielfach kommunistische Elemente in den Arbeitersyndikaten die Initiative an sich gerissen, verhandeln im Namen der Arbeiter mit den Unternehmern, und es kam sogar vor — wie wir von einem Fachmann vernehmen — dass die Unternehmungen noch mit Geld die Kommunisten unterstützten, um zu einer Abfindung mit der Arbeiterschaft zu kommen. Nicht zu vergessen sind die grossen materiellen Mittel, die den Kommunisten zur Verfügung stehen; es wurden auch — wie vor Jahren in Kolumbien — in Russland falsche Banknoten südamerikanischer Staaten hergestellt.

2. Die soziale Lage

Die Lage der Industriearbeiterschaft ist in den einzelnen Ländern recht verschieden. In nicht wenigen davon hat man der sozialen Lage dieser Gruppe in der Gesetzgebung Rechnung getragen, z. T. auch in der Praxis. Als Beispiel mögen Chile und Argentinien gelten, neuerdings auch Peru. Der spezialisierte Arbeiter stellt sich mancherorts sogar besser als der dünn gesäte Mittelstand. Im allgemeinen kann man sagen, dass der fest angestellte Arbeiter in diesen Ländern, wenn auch nicht immer einen entsprechenden Lohn, so doch eine mehr oder weniger weitgehende Sicherung seiner Lage gefunden hat, vor allem durch die verschiedenen obligatorischen Versicherungen. — Neben den fest angestellten Arbeitern gibt es gerade in Südamerika die Masse derer, die sich als Gelegenheitsarbeiter, ohne irgendwelche Kenntnisse, durchs Leben schlagen und deren Lage tatsächlich, sei es aus eigener Schuld oder nicht, recht gedrückt ist.

Was die Angestellten, besonders die staatlichen, anbelangt, kann man ungefähr das gleiche Urteil fällen, wie bei der spezialisierten Industriearbeiterschaft. Allerdings sind deren Gehälter in nicht wenigen Fällen geringer als die der Arbeiter, aber auch für sie spielt das Element der Sicherheit eine ausschlaggebende Rolle. — Man hat übrigens nicht selten den Eindruck, dass in verschiedenen Ländern (vor allem aus demagogischen Gründen, weniger vielleicht aus gutem Willen) die Ausarbeitung der Sozialgesetze zu überstürzt vor sich ging und diese oft auch den faulen oder gewissenlosen Arbeiter oder Angestellten stützen, so dass der Unternehmer, beziehungsweise die Allgemeinheit, dadurch geschädigt wird.

Den wunden Punkt berühren wir aber bei der Landarbeiterschaft! Auf's Ganze gesehen ist diese sozial noch sehr wenig erfasst. In fast allen Ländern herrscht grossenteils das Latifundiensystem¹, ein minimaler Prozentsatz der Bevölkerung ist im Besitz fast allen Landes. Natürlich gibt es Unterschiede. So hat z. B. Argentinien das Problem bereits in die Hand genommen und versucht, auf nicht zu extreme Art eine Bodenverteilung durchzuführen; ähnliche Tendenzen, aber noch auf dem Gebiet der Theorie, machen sich auch in Chile geltend.

Tatsächlich herrscht gerade auf dem Land eine soziale Ungerechtigkeit, von der man sich in unsern Ländern kaum eine Vorstellung machen kann. Das gilt vor allem von den Gebieten mit Indianerbevolkerung. — Vor kurzem kamen wir an einem Besitz vorbei, wo es allein fünfzehntausend Fruchtbäume gab, welche die Äcker einsäumten. Der Eigentümer besitzt dazu noch vier andere Grundstücke von ungefähr gleichem Umfang und Wert. Die Indianer dieses einen Grundstückes (über vierzig Familien, wie man uns sagte) erhalten den schlechtesten Boden, den sie für sich bebauen können, müssen aber pro Woche eine bestimmte Anzahl von Tagen Frondienst leisten, ohne dafür einen Rappen zu erhalten. Die Indianer leben in elenden Lehm- oder Bambushütten, in einem Raum, manchmal mit den Haustieren zusammen. Es gibt weder Kirche noch Schule für sie. Der Besitzer weiss nicht, was mit dem Geld anfangen, und gibt es in der Hauptstadt haufenweise aus, aber nicht zu wohltätigen Zwecken. Vor kurzem erzählte uns ein europäischer Ordensmann, dass in seiner Pfarrei ein Latifundienbesitzer nicht einmal den Leuten Zeit gab, sich zu verheiraten, so dass sie im Konkubinat leben müssen. Wir könnten aus eigener Anschauung weitere erschütternde Beispiele von sozialer Gewissenlosigkeit bringen. Gewiss, man darf nicht behaupten, es gäbe keine gerecht denkenden Grundbesitzer, aber diese sind — soweit wir bisher in den verschiedenen Ländern beobachten konnten — in starker Minderheit.

¹ Wir unterscheiden ausdrücklich « Latifundiensystem » und « Grossbetrieb ». Es ist klar, dass unter Umständen ein Grossbetrieb viel rationeller arbeiten kann. Unter « Latifundien » verstehen wir immense Länderstrecken, die ob ihrer Grösse von einem einzelnen gar nicht bewirtschaftet werden können oder nicht bewirtschaftet werden wollen.

3. Die Einflussmöglichkeiten des Kommunismus

Das Problem sitzt aber wesentlich tiefer: Selbst da, wo die soziale Lage erträglich ist, oder wo man sie als solche empfindet, ist die Gefahr des Kommunismus nicht gebannt. Sie besteht überall, wo sich ein weltanschauliches, besser gesagt, religiöses Vakuum findet. Der Kommunismus ist für viele ein Religionsersatz, durch seinen Zukunftsglauben, den er in den Massen erweckt.

In Südamerika kann man diesen naiven Zukunftsglauben an den Kommunismus gerade dort feststellen, wo der Einfluss der Religion am meisten zurückgegangen ist.

Aufs Ganze gesehen kann man sagen, dass der Kommunismus unter der Industriearbeiterschaft sich viel stärker durchsetzen konnte als etwa unter dem Landvolk, und wiederum stärker in den von Weissen bewohnten Gebieten als unter den Indianern. Das gilt z. B. von Chile, wo die Indianer stark in der Minderzahl leben und ausserdem in einem relativ kleinen Gebiet im Süden. Chile wiederum ist ein Land, wo das religiöse Gefühl am meisten gelitten hat von allen südamerikanischen Ländern. Hier brauchen die Kommunisten nicht mit der Maske zu arbeiten, sie zeigen sich offen antireligiös.

Im indianischen Raum geht der Kommunismus mit viel mehr Vorsicht zu Werk. Die Indianer, oder die stark mit indianischem Blut durchsetzten Mischlinge (vor allem aber die ersteren), haben ein betont religiöses Gefühl², mit dem die Kommunisten rechnen müssen, trotzdem die sozialen Ungerechtigkeiten unter den mehrheitlich indianischen Staaten besonders krass sind. Wenn in diesen Gebieten der Kommunismus sich antireligiös zeigen würde, hätte er sehr wenig Aussichten auf Erfolg. Aber der weitverbreitete Analphabetismus bei der Mehrzahl der Bevölkerung in nicht wenigen Staaten ist ein nicht zu unterschätzender Gefahrenherd.

Es ist wahr, in gewissen Gegenden sind die Indianer durch jahrhundertelange Misshandlung derart vertiert (man nehme das Wort mehr im psychologischen als im moralischen Sinn), dass sie sich ihres elenden Zustandes gar nicht mehr recht bewusst werden. Wer die Lage aus eigener Anschauung kennt, gibt sich Rechenschaft, dass vielfach der Indianer, der als Kolone in einem Latifundienbesitz lebt, als Mensch noch unter dem Wilden steht. Der Wilde muss sich mit der Natur auseinandersetzen und übt dadurch gewisse Anlagen, die eine gewisse Fertigkeit voraussetzen, während der erstere vielfach nichts anderes als ein Sklave ist, der durch die generationenlange Unterdrückung und das physische und moralische Elend degenerierte. Bisher sind diese Menschen nicht unter kommunistischen Einfluss geraten und haben ihr trauriges Los mit Fatalismus ertragen, die einzige Unterbrechung im Alltag waren die (christlichen) religiösen Feste (freilich mit ihren starken Alkoholunsitten!).

Aber bereits kann man beobachten, dass sich die Kommunisten auch um diese Leute annehmen. Wir waren in einer Hauptstadt Augenzeuge, wie zum erstenmal die Indianer der Umgebung von kommunistischen Agenten mit Camions nach dem Hauptplatz der Stadt gefahren wurden, um sie dort zu bearbeiten, indem man ihnen goldene Berge versprach. Wer die Phisionomien dieser indianischen Kolonen auch nur etwas studierte, konnte sich Rechenschaft darüber geben, was für eine Gefahr die kommunistische Propaganda für das Landvolk bildet: die Leute haben nicht die geringste Ahnung, um was es geht, sie hören nur das Versprechen, dass sie morgen die Eigentümer der Latifundien sein werden (wozu sie nicht die

² Man kann in Fachzeitschriften sowohl der Behauptung begegnen, der Südamerikaner habe ein tief religiöses Gefühl, wie auch deren Gegenteil. Es kommt eben darauf an, ob man den Ausdruck rein psychologisch oder moralisch nimmt: Im ersten Sinn kann man von einer tiefen Religiosität reden, im zweiten nicht. Übertriebene Begeisterung für Prozeduren und Bilder findet sich zusammen mit Konkubinat und Vernachlässigung zentraler religiöser Werte.

geringste Vorbereitung besitzen). — Man kann mit Händen greifen, was die Bischöfe Guatemalas in einem Hirtenbrief sagten: «In den Herzen gibt es keinen Kommunismus, aber wohl ist das Milieu von ihm durchtränkt.»³ Und hier besteht eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Der Indianer ist an sich gutmütig, wenn auch verschlossen und misstrauisch gegen die Latifundienbesitzer, welche ihn ausnützen. Er kann leicht ein Opfer umstürzender Ideen werden (wenigstens dann, wenn er ihren antireligiösen Charakter nicht durchschaut). — In Bolivien, einem Land mit überwältigender Mehrheit von Analphabeten, wo bisher nur solche, die lesen und schreiben konnten, wahlberechtigt waren, denkt man daran, das allgemeine Wahlgesetz einzuführen. Sollte das geschehen, so kann das unter Umständen schwerwiegende Folgen haben, weil die Leute für denjenigen stimmen werden, der ihnen ein grösseres Quantum Alkohol in Aussicht stellt. Die so häufige legale Ehescheidung, ein Lieblingsstück liberaler Gesetzgeber in Südamerika, fördert ebenfalls den Kommunismus. Wer dazu sich Rechenschaft gibt, dass in vielen südamerikanischen Ländern nur die Minderzahl der Bewohner eine Ehe eingeht, ja, dass das Konkubinät und vorübergehende illegitime Verbindungen einen erschreckenden Umfang von jeher gehabt haben, weiss, dass damit die Tendenzen der Kirche, das Ideal des Familienlebens zu pflegen, fast verunmöglicht werden. Wir sind Zeugen, dass es Fälle gibt, wo — wegen der allgemeinen Unordnung — ein Mann mit mehreren Frauen zugleich staatlich oder sogar kirchlich getraut wurde. — Der Kommunismus weiss zu gut, dass die Zerstörung des Familienlebens ihm in die Hände arbeitet. In Russland mag man strengere Massstäbe anlegen, in andern Ländern fördert der Kommunismus die sexuelle Anarchie.

Trotzdem scheint uns die wirkliche Anfälligkeit für den Kommunismus weniger beim einfachen Volk zu liegen als bei den Halbtintellektuellen. Unter diesen sind in vielen amerikanischen Staaten auch manche «Universitätsprofessoren» zu verstehen. Gerade hier zeigt es sich, dass (obwohl in Südamerika die Intellektuellen finanziell weniger gut stehen als in Europa) die soziale Lage nicht das erste Motiv ist, sondern das schon erwähnte weltanschauliche Vakuum. Es gibt unter den Intellektuellen viele eingeschriebene Kommunisten. Die Lehrer werden meistens in den Lehrerseminaren gebildet, den sogenannten «Normalschulen», welche in nicht wenigen Ländern meistens glaubenslos und materialistisch eingestellt sind. In mehreren staatlichen Gymnasien und auch in Universitäten verschiedener Länder konnten wir feststellen, dass der krasseste Materialismus und Freudismus als letzte Errungenschaft gilt. Viele derselben, vor allem die Lehrerseminare, sind eine weltanschauliche und nicht selten auch politische Pflanzstätte für den Kommunismus. Es ist unbegreiflich, wie manche Regierungen, die antikommunistisch eingestellt sind, dies nicht einzusehen scheinen, und währenddem sie auf der Strasse den Kommunismus mit dem Knüppel bekämpfen, diesen in den Schulen hochzüchten oder ihm wenigstens alle möglichen Chancen geben. Wenn man allerdings feststellen muss, dass in mehreren Ländern die Freimaurerei den grössten Einfluss in der Erziehung besitzt, dann wird einem manches klar. Und es ist nur zu hoffen, dass diese Kreise einen nicht allzustarken Einfluss auf die Unesco ausüben, welche letztere sich ja immer mehr mit der Schulbildung der zurückgebliebenen Gebiete beschäftigt.

³ Wir kennen einen Fall, wo europäische Ordensleute feststellen mussten, dass die Indianer (weil sie nicht lesen können) beim Kauf und Verkauf in der Stadt von den Kreolen und Weissen betrogen wurden. Diese Ordensleute haben dann eine Art Konsumgenossenschaft gegründet, wo die Indianer noch billiger einkaufen konnten. Gerade dieser Umstand des billigeren Preises erweckte das Misstrauen der Indianer, die sich sagten, wenn die Sache billiger sei, so gehe es nicht mit rechten Dingen zu. Und die Konsumgenossenschaft musste wegen dieses Misstrauens (das gerade von jenen noch geschürt wurde, welche die Indianer ausnützten) aufgegeben werden.

Gewiss, man mag mit Recht einwenden, dass nicht wenige eingeschriebene südamerikanische Mitglieder der Kommunistischen Partei im Grunde doch nicht genau wissen, was eigentlich der Kommunismus ist; man mag auch darauf hinweisen, dass in diesem Kontinent der Anarchismus eine grössere Gefahr darstellt als selbst der Kommunismus. Solange aber die Agenten Moskaus an der Spitze stehen, bildet der Kommunismus eine reale Gefahr, vor allem in diesen Kreisen der Halbgebildeten.

4. Die Kirche

Die Kirche hat in den meisten Ländern (besonders indischen Geblüts) den Vorteil, dass der Grossteil des Volkes religiös fühlt und ihr Sympathie entgegenbringt. Das mag vielfach noch mit der spanischen Mission zusammenhängen, vor allem mit den Ordensleuten, die dem Volk geistig und nicht selten materiell geholfen haben.

Mancherorts hat man sich von der Notwendigkeit sozialer Reformen überzeugt, und nicht wenige Mitglieder der Hierarchie haben ihre Weisungen gegeben. Was den Klerus betrifft, gibt es, besonders in den grossen Staaten, hervorragende Sozialapostel; man denke nur z. B. an P. Hurtado SJ in Santiago. Es scheint uns aber, dass der Klerus als Ganzes — besonders in den Ländern mit indianischer Bevölkerung — sozial noch nicht genügend interessiert ist (um nicht mehr zu sagen).

Hingegen haben sich vielfach Gruppen der Katholischen Aktion unter Führung gut vorbereiteter und ausgebildeter priesterlicher Eliten mit allem Eifer der sozialen Frage gewidmet. Es ist noch nicht überall zu entsprechenden Aktionen gekommen, und das kann auch nicht so schnell erwartet werden. Doch zeigen sich bereits verheissungsvolle Ansätze, vor allem in den ABC-Staaten, vielleicht mit besonderem Elan in einigen Gegenden Brasiliens; aber wohl am meisten in der ausgezeichnet geleiteten christlich-demokratischen Bewegung in Kuba. — Vielfach fehlt es auch an finanziellen Mitteln, wie überhaupt die Opferfreudigkeit der südamerikanischen Katholiken (das hat uns mehr als ein Missionar bestätigt, die jahrelang in Afrika und auch in Südamerika gearbeitet haben) nicht selten hinter der der Neger Afrikas zurücksteht. Eine Ausnahme muss gemacht werden zugunsten der Indianer, die prozentual weit mehr zum Unterhalt der Kirche oder wenigstens des Klerus beitragen als die herrschende reiche Schicht (allerdings ist oft der Aberglaube als Motiv mit im Spiel).

Vor allem fällt der Kirche die religiöse und weltanschauliche Bildung zu. Auf diesem Gebiet ist es schon zu grossen Erfolgen gekommen. Man denke nur an die interamerikanischen Erziehungskongresse. Die Schulen europäischer Ordensleute bilden dabei eine der wichtigsten Stützen. Auch Gegner der Kirche können nicht umhin, die Leistungen auf diesem Gebiet anzuerkennen. Wenn man die Kirche anklagt, zu sehr die vermöglichen Kreise zu berücksichtigen, so ist dies übertrieben, da z. B. die Salesianer ihre Kräfte vor allem dem Volk widmen. Und dann stehen auch nicht genügend Mittel zur Verfügung, weil der Staat die Privatschulen nicht unterstützt.

Die katholischen Universitäten, mit wenigen Ausnahmen noch im Anfangsstadium, bilden natürlich einen der wichtigsten Stützpunkte.

Aber, von Erziehungsfragen abgesehen, muss man doch feststellen, dass es im allgemeinen an der grossen Planung fehlt. Es fehlt nicht an einzelnen Initiativen, und die Organisation der katholischen Kirche ist unvergleichlich besser als die der Gegner, aber die Aktivität und die Disziplin (wenn auch unter Zwang) der gegnerischen Kräfte sind im allgemeinen grösser und schlagfertiger. Es gibt in Südamerika Länder (das führte jüngst ein apostolischer Nuntius in öffentlicher Rede aus), wo die Kirche sich rein passiv verhält. Und dies galt vor allem einem Land, wo der Kom-

munismus in letzter Zeit sehr rührig ist. Erwähnt sei auch die Uneinigkeit der Katholiken in manchen Staaten. So hat z. B. im Fall von Chile der Heilige Stuhl wiederholt diese Uneinigkeit bedauert, ohne dass es bisher zu einer wesentlichen Änderung gekommen wäre. Dass die Kommunisten eine solche Lage ausnützen, ist selbstverständlich.

Es wird nicht selten behauptet, die Kirche lebe in Südamerika noch im feudalen Zeitalter. Das ist in dieser Allgemeinheit sicher nicht richtig, besonders nicht was z. B. die Besitzverhältnisse der Kirche als solcher betrifft. Hingegen glauben manche, dass die Psychologie des feudalen Zeitalters bei manchen Mitgliedern des Klerus noch ihre Spuren zurückgelassen hat. Wir haben aber bereits erwähnt, dass die

Elite des Klerus weithin sozial interessiert ist und mit Weitblick und Opfergeist mit der Katholischen Aktion zusammenarbeitet; noch vor kurzem sind in eine Gegend mit starker Minenbevölkerung technisch geschulte Ordensleute aus dem Norden des Kontinents gekommen, um die Arbeiterseelsorge zu übernehmen. — Das Volk hat ein tieferreligiöses Bedürfnis und für die Kirche eine Anhänglichkeit wie nicht überall in Europa. Wenn genügend Priester vorhanden wären, dann dürften die Aussichten noch besser sein. Heute besteht in den meisten Fällen noch die Möglichkeit, die untern Schichten (besonders in den indianischen Ländern) dauernd für die Kirche zu gewinnen, morgen könnte es aber bereits zu spät sein. W. Ww.

Gedanken über die Moralische Aufrüstung und das Christentum

Vorbemerkung der Redaktion: Wir betrachten die folgenden Ausführungen als einen beachtenswerten Beitrag zum Problem «Caux», möchten uns aber dennoch vorbehalten, jederzeit wieder darauf zurückzukommen.

Das grosse Anliegen unserer Zeit ist, ein allen Menschen Gemeinsames zu finden oder zu schaffen. Als die geistige Einheit des Abendlandes in der Glaubensspaltung zugrunde gegangen war und der Dreissigjährige Krieg den Umfang der Zerstörung offenbart hatte, erhob sich die Sehnsucht, hinter und über den schmerzlichen Verschiedenheiten eine Ebene blosszulegen, auf welcher Alle sich wiederfinden könnten. Der Mensch des 17. Jahrhunderts suchte diese Ebene dort, wo er das Tiefste erkannte, nämlich im Religiösen. Er glaubte imstande zu sein, jenseits der konfessionellen Denominationen die allgemeinen und konstanten Elemente der Religion, d. h. die dem Menschen wesentliche «natürliche» Religion zu eruieren, welche dann in den einzelnen Religionen und Konfessionen den historisch-zufälligen Ausdruck fände. Dieser Versuch musste scheitern. Und heute hat sich nun auch das Interesse von der Mitte in immer äusserlichere Schichten des Menschseins verlagert. Nicht mehr im Religiösen, sondern im Wirtschaftlichen und Politischen sieht man die mögliche Einheit des Menschengeschlechts.

Es ist daher bemerkenswert, dass gerade in der angelsächsischen Welt das Bedürfnis, dieses erstrebte Gemeinsame zu verinnerlichen, neu und kraftvoll sich bildete. Frank Buchman, der Schöpfer dieser Bewegung nach Verinnerlichung, gab seiner Moralischen Aufrüstung (MRA) freilich die besondere Aufgabe, ein den ganzen Menschen ergreifendes Kraftfeld zu schaffen, das fähig wäre, den kommunistischen Ganzheitsanspruch auf den Menschen durch eine tiefere Ganzheit zu überwinden. Mit steigender Teilnahme verfolgen Vertreter der katholischen Kirche die Moralische Aufrüstung, und jüngst hat sich einer unserer berühmtesten Theologen, Prof. Karl Adam, in der Tübinger Theologischen Quartalschrift darüber vernehmen lassen (vgl. NZN, Christliche Kultur, 19. 9. 1947 und 14. 8. 1952).

Das Ziel der Moralischen Aufrüstung ist die Wiedergeburt des Einzelnen in seiner Natur. Natur und Wiedergeburt bilden das allen Menschen Gemeinsame und Tiefste. In der Stille der Selbsteinkehr und im Gebet lauscht der Einzelne auf Gottes Stimme. Unter Führung des Gottesgeistes, des Heiligen Geistes, realisiert er die vier Absoluten: Unbedingte Ehrlichkeit, unbedingte Reinheit, unbedingte Selbstlosigkeit, unbedingte Liebe. Die Kraft hierzu kommt ihm vom Kreuz Christi. So ist er ausgerüstet, der Bergpredigt nachzuleben und sich Gott hinzugeben. Man ahnt nur, wie verwickelt die Problematik dieser schlichten Gedanken ist, welche Tausende in ihren Bann

schlagen. Denn hier wird ausschliesslich mit christlichen Begriffen und Vorstellungen gearbeitet und zugleich versichert, es gehe niemals um bekenntnismässige oder gar dogmatische Festlegungen, sondern nur um das Allen Gemeinsame, um den Kern der christlichen Botschaft, von der aus handelnd die Fragen der Moral, der Soziologie, der Politik gelöst werden sollen. Karl Adam hebt denn auch hervor, dass hier nicht das spezifisch Konfessionelle, sondern das allen christlichen Bekenntnissen Gemeinsame, Wesentliche, das Apriori des Christlichen, ja der Religion überhaupt gemeint sei.

Es ist wahr, dass die Religionsphilosophie ein Apriori der Religion überhaupt erarbeitet, d. h. jene geistigen Grundzüge, vermöge welcher der Mensch subjektiv wesensnotwendig auf Religion angelegt ist. Ebenso forscht sie in Verbindung mit der Religionsgeschichte nach denjenigen Elementen, die eventuell allen konkreten Religionen gemeinsam sind. Die christliche Religion jedoch ist ein strikte Geoffenbartes und in ihrem subjektiven Vollzug ein gnadenhaft Gewirktes. Sie ist nicht in einem allgemeineren, höheren Religionsbegriff oder einer Idee enthalten, derart, dass sie nur dessen vielleicht höchste, vollkommene Verwirklichung wäre. Andererseits entfaltet sich das Christliche auch nicht in einzelne gleichwertige Konfessionen. Die christliche Offenbarung lässt sich weder auf einige wenige, in allen Bekenntnissen enthaltene Wesenselemente reduzieren, noch auch wendet sie sich einfach an das in der Menschennatur von der Religionsphilosophie festgestellte subjektive religiöse Apriori. Sie hat kein solches Apriori, keine generelle Voraussetzung. Sie ist gnadenhafte, neue Wirklichkeit, freies, unableitbares Geschehen, wie sehr es auch wahr ist, dass sie die Natur, d. h. die Schöpfung, «voraussetzt». Was bei Buchman als eine solche Voraussetzung gelten soll, ist ein naturalisierter, also ein seines übernatürlichen Charakters beraubter christlicher Inhalt. Von den Donatisten bis zum Pietismus war es den christlichen Sekten eigentümlich, das echt Christliche auf wenige solche Wesenselemente zusammenzuballen — meistens auf die Bergpredigt — und sich seiner in der Verinnerlichung der religiösen Erfahrung von unten her zu bemächtigen. Bergpredigt, Christozentrismus, Anleihen bei den Übungen der Mystiker, Gebet, Askese, ausserhalb nicht nur der katholischen sondern prinzipiell jeder christlichen Kirche: Das sind Grundzüge, die zweifelsohne ihren Ursprung in der Zinzendorfschen Gemeinde von Philadelphia haben. Die Moralische Aufrüstung löste allerdings das pietistische Erbe fast ganz auf. Was hier reine innere Erfahrung war, ist in der MRA, entsprechend dem angelsächsischen Charakter, Praxis, Aktion, handelnde Bewährung. Die «stillen Stunden», da die «Inspiration» des «Hl. Geistes» dem Menschen den Willen Gottes kundtut, enthalten ja nicht irgendeinen religiösen

Rechtfertigungsvorgang, sondern sind Ausgangspunkt einer Arbeit im moralischen, sozialen und politischen Bereich. Es ist eine Subjektivität der Tat, nicht nur des Glaubens. Man meint, ohne theoretische Besinnung über die tragenden Vorstellungen handeln zu können. Aber dieser grundsätzliche Verzicht auf Reflexion, dogmatische Bestimmung und religiöses Gespräch zugunsten eines Allen gemeinsamen Kampfes «für den sittlich-geistigen Fortschritt», zugunsten einer «Vereinigung im Gebet und nicht im Hass», ruht auf der heimlichen Relativierung der christlichen Inhalte.

Es ist schwer, das Schillernde, Zweideutige, Zwiespältige dieses verwässerten Christentums konkret zu verdeutlichen. Die Moralische Aufrüstung vollzieht weder spezifisch Christliches noch spezifisch Natürliches; vielmehr erfährt das Natürliche die subtile Bereicherung durch säkularisierte christliche Gehalte. Immer gibt es das Alibi der christlichen Vorstellungen, die doch je etwas anderes meinen. Heiliger Geist, Inspiration, Bergpredigt, Hingabe an Gott, sind solche Inhalte, die aus dem christlichen Rahmen in das vage, nie zu betretende Nichts des «Wesens», des «Kernes» des Christentums verdünnt werden. Es ist ein schlechtes Kriterium für die Wahrheit und Echtheit einer Bewegung, wenn sich in ihr Buddhisten, Kommunisten, Liberale und Hochkirchler finden können. Auch der Kommunismus lebt von Anleihen beim Christentum. Ein allgemeines «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut», von dem man jede theoretische, will sagen inhaltliche Begründung fernhält, ist weniger als irgend ein konkretes religiöses Bekenntnis geeignet, die östliche Gefahr zu überwinden. Hinter der «frommen Subjektivität von Caux» steht nicht das christliche Dogma, die christliche Kirche als ein «ungeheures Objektives», sondern die radikale Entleerung des Christlichen, die um so gefährlicher ist, als sie unvergleichlich subtiler als alle krass antichristlichen Erscheinungen geschieht.

Ich glaube, man übersähe die Wichtigkeit der Moralischen Aufrüstung, wenn man sie als eine «rein menschliche moralische Erneuerungsbewegung», als ein «subjektives Erlebnis» der Überlegung des Theologen unwert hielte (vgl. NZN, 11. Oktober 1952). Die Moralische Aufrüstung ist ein theologisches und ein religionsphilosophisches Problem, zu welchem der Theologe nicht schweigen darf, wie man meint. Nur ein ungeheures Missverständnis kann das geistige Apriori der MRA übersehen und in ein «subjektives Erlebnis» verniedlichen. Charakter, Vollzug und Wirkung der Moralischen Aufrüstung enthalten evidente Merkmale einer genuinen Weltanschauung, die ja überhaupt erst die Bewegung ermöglicht und begründet. Es handelt sich nicht einfach um ein «Kleid, das uns nicht gefallen will», unter dem aber eine gute Idee verborgen läge. Gebannt von den bizarren Ausdrücken subjektiver Ergriffenheit neigt man dazu, den objektiven Wahrheitsgehalt als gänzlich irrelevant für Caux zu bewerten. Aber gerade darin beruht ja der Grundirrtum der ganzen Bewegung. Es wäre Zeit, dass ein katholischer Theologe mit wissenschaftlicher Strenge das Thema von Caux durchdächte.

Wer hier Nein sagt, tut es nicht aus spitzfindiger Rechthaberei, die unfähig ist, die grossen, positiven Linien zu sehen. Das Christliche ist entweder das Konkreteste, die übernatürliche Ordnung des Logos ensarkos, des Gottmenschen, oder es ist nicht. Jede allgemeine Formel des Verhaltens und der Arbeit, und enthielte sie die «schlichten Gedanken der Bergpredigt», stellt sich schon durch ihren Anspruch, ein allgemeines «Darüber» zu sein, jenseits des Christlichen. Das Schweigen der Kirche bedeutet hier wohl nicht vorsichtiges Abwarten, sondern gibt uns zu bedenken, dass sie nicht gewillt ist, über jede im Laufe der Jahrhunderte auftretende Sekte einzeln zu urteilen.

Heinz Schaerr

Ex urbe et orbe

Frankreich: Aus dem Katholizismus

(Priester und Laie)

Ungefähr 80 Stadtpfarrer der verschiedenen Diözesen Frankreichs vereinigten sich mit den Aumoniers und Laienführern der «Action Catholique Ouvrière» und der «Action Catholique de la Jeunesse», um zusammen über den Sinn ihrer pastoralen Mission nachzudenken. Die verschiedenen Probleme sollten vor allem auf Grund der praktischen Erfahrungen der Aumoniers und der Laien diskutiert werden. Dieses neue Experiment erwies sich als äusserst fruchtbar. Die gegenseitige Aufklärung und das gemeinsame Suchen nach Lösungen fanden in einer brüderlichen Atmosphäre statt. Vor allem handelte es sich um die Frage: Wie kann man in der Ausübung der pastoralen und der apostolischen Arbeit die theologische und moralische Erziehung der uns Anvertrauten sichern? Dabei war es selbstverständlich, dass die Laien, die im praktischen Leben stehen, besonders zu Wort kamen, da es für die Pfarrer wichtig ist, zu sehen, wie sich die Probleme des täglichen Lebens dem christlichen Gewissen der Laien stellen. So wurden die Erfahrungen im Stadtleben, in den Unternehmungen (vom Unternehmer- wie vom Arbeiterstandpunkt aus gesehen), im Handel usw. in einfacher, konkreter Weise dargelegt, so dass jeder Teilnehmer den Sinn und die Grösse seiner eigenen Verantwortung ermessen konnte. Die Schlüsse, die aus den drei Arbeitstagen gezogen wurden, sind die folgenden:

1. Wir sind auf der Suche. Es handelt sich, ohne a priori systematisch vorzugehen, darum, zu wissen, was die heutige Welt von uns Pfarrern verlangt.

2. Pfarrer zu sein bedeutet, für die Zelle der Kirche, die Gemeinde, beauftragt zu sein. Wer Zelle sagt, meint Zugehörigkeit zu einem Ganzen und lebendigen Austausch innerhalb dieses Ganzen und für dieses Ganze und sein Wachstum. Die Realität der Gemeinde zwingt uns aber, über ihre Grenzen hinauszuschauen: in das Stadtviertel, in die Stadt, in die Welt und in die Kirche, die diese Welt retten muss, indem sie sich in sie pflanzt.

Schon die Bildung der Person fordert, dass man nicht vergisst, dass die Persönlichkeit das Zentrum des Austausches ist, und dass sie wiederum in einem Ganzen wurzelt: in Familie, Nachbarschaft, Beruf, kulturellem Milieu.

Die «Sozialisierung» der Welt, die die Abhängigkeiten vervielfältigt, muss im Plan Gottes einen Sinn haben. Dieser ist nicht einfach auferlegt durch den Zwang, nichts mehr allein machen zu können, sondern er ist eine Gelegenheit und eine grössere Forderung der Caritas. Gott, der die Liebe ist, will uns zu einem Mehr an Liebe führen, nach dem Wort Kardinal Suhards: «Der Priester verfehlt seinen inneren Beruf, wenn er seine Anstrengungen auf die Personen beschränkt.»

3. «Jeder durch Gott gewollte Beruf enthält die Sendung, die Gedanken und Absichten des Schöpfers in die Tat umzusetzen und den Menschen zu helfen, die Gerechtigkeit und die Heiligkeit der Absichten Gottes, wie das Gute, das durch ihre Erfüllung für sie selbst daraus fliesst, zu verstehen» (Pius XII., 30. 10. 51). Könnte ein Pfarrer seine Pfarrkinder zu einem wirklich christlichen Leben bilden, ohne ihrer eigenen Sendung Rechnung zu tragen? Diese hängt mit ihrem Beruf und allgemeiner mit allem zusammen, was ihr menschliches Leben ausmacht. Es muss nicht nur jeder seine göttliche Mission er-

kennen, sondern auch den andern helfen, sie in und durch ihre von der Vorsehung bestimmten Verbindungen zu entdecken.

Die Forderungen einer wirklich christlichen Formation für die Pfarrkinder, die mitmachen, schliessen in sich die Forderung der Evangelisation derjenigen, die nicht kommen. Die katholische Aktion des Milieus ist also nicht eine Spezialität von einigen Aumoniers, oder der willkürlichen Wahl durch einige Priester. Sie ist eine Forderung der Treue zu unserer Hirten-Mission in einer Welt, wo es tatsächlich ein Arbeitermilieu oder ein unabhängiges Milieu usw. gibt. Dass jeder Hirte «schnell zuhört, aber langsam spricht». Nur der Dialog mit den Laien, die uns von ihrem Leben sprechen, kann uns das Objekt unserer Mission entdecken lassen.

4. Es gibt eine Neigung, die uns unbewusst zu missbräuchlichen Vereinfachungen führt, wenn wir nicht darauf acht geben. Wir kennen diese Neigung bei Christen, die an die Stelle des christlichen Lebens Praktiken oder ein Ideensystem oder eine gewisse Ergebenheit setzen, die nicht unbedingt mit dem Willen Gottes übereinstimmen. Dieselbe Neigung würde uns dazu führen, eine künstliche «kleine Welt» unserer administrativen, finanziellen, kulturellen Aufgaben zu zimmern, die nur in der Masse notwendig sind, als sie die Erziehung zu einem wirklich christlichen Leben begünstigen. Man behandelt so das Mittel als das Ziel. Was in beiden Fällen fehlt, ist ein gewisser wacher Glaube, der uns ständig nach dem, was Gott will, suchen lässt.

5. Was Gott will, ist die Kirche: die die gerettete und vergöttlichte Welt «unter einem einzigen Oberhaupt, Christus, und alles, was im Himmel und auf der Erde existiert, zu Ihm führt» (Eph. 1, 10). Die neue Welt ist keine andere als die am Anfang geschaffene. Es ist dieselbe: erneuert, erlöst und vergöttlicht. Die Kirche ist die Menschheit, die in Christus zur Kindlichkeit und zur Brüderlichkeit aufgerufen wird.

6. Nur die ganze Kirche (Priester und Laien) kann die Mission der Kirche erfüllen. Nicht die Priester, aber ein in seiner Mission einig Priesteramt im Dienste der Kirche: «unsere priesterlichen Verantwortungen sind unteilbar». Nicht die Laien, aber ein organisiertes, beauftragtes und seiner kirchlichen Mission bewusstes Laientum. Endlich ist das Priesteramt, das sich nicht nur der Laien bedient, um einen «längeren Arm» zu haben, sondern das sich ergeben in den Dienst der apostolischen Mission der Laien für das Wachstum der Kirche stellt, «das Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft» (Pius XII.). Diese Perspektive kann und muss heute die pastorellen Aufgaben orientieren.

Frankreich: Aus dem Protestantismus

Man schätzt die Mitgliederzahl dieser fast ausschliesslich calvinistischen Kirche auf 750 000 bis 1 300 000 Gläubige. Die Schätzung ist verschieden, weil bei den Zählungen oft von jenen Protestanten ausgegangen wird, deren Familien seit Jahrhunderten protestantisch waren, heute sich auch noch so nennen, obwohl sie nichts mehr mit der Kirche als solcher verbindet. Wir kennen z. B. eine Landgemeinde mit 1200 Protestanten, von denen an die 500 vom Pastor nicht mehr erfasst werden. Er selbst rechnet mit ca. 700 Gläubigen, beklagt sich aber auch bei ihnen über mangelnden Gottesdienstbesuch, an dem oft kaum hundert Personen teilnehmen. In dieser Hinsicht liegt also die Situation nicht besser, sondern eher schlimmer als in manchen katholischen Gegenden. Wenn wir sagen «eher schlimmer», so deshalb, weil es eine alte Erfahrung ist, dass die Kirche in der Diaspora meistens lebendiger ist, also auch besser besucht sein sollte.

Was die Pastoren von Grund aus von den katholischen Pfarrern und Abbés unterscheidet, ist ihre Stellung zum Volk. Sie stehen als Intellektuelle dem Volk und namentlich dem Arbeiter nicht so nahe wie der katholische Bruder, der in den

meisten Fällen in der Provinz ein «Sohn des Volkes» ist, und den auch die paar Jahre Priesterseminar nicht entwurzeln. Der französische protestantische Pastor dagegen ist in der grossen Mehrheit der Abkömmling von alten bürgerlichen Familien, ja es gibt wohl kaum ein Land, in dem so viele teilweise über Jahrhunderte berühmte Pastorenfamilien leben, wie Frankreich, wobei bemerkt werden muss, dass von diesen Familien oft mehrere Söhne wiederum Pastoren werden. Aus diesem Grund ist der französische Protestantismus auch besonders stark traditionsverbunden und, soweit er sich in den Städten konzentriert, fast rein bürgerlich und intellektuell.

Aber gerade deswegen wird dieser Protestantismus heute stark von einer inneren Unruhe erfasst. Namentlich die jungen Pastoren fragen sich, ob die bisherige Form ihrer pastorellen Tätigkeit noch den heutigen Forderungen entspricht. Es fehlt nicht nur der Kontakt mit den Arbeitern, sondern auch jener mit den Bauern. Gerade dies letztere hat manches Kopfzerbrechen zur Folge, weil der französische Protestantismus auch heute noch sehr viele kleine Landgemeinden besitzt, die mehrheitlich noch aus der Zeit der Religionskriege stammen. Aber auch in diesen Landgemeinden sind die den Gottesdienst besuchenden Gläubigen fast durchwegs Kleinbürger, untermischt mit einigen Industriellen oder Beamten; die Bauern aber fehlen oder sind nur in verschwindender Minderheit mit der Kirche verbunden. Gewiss dürfte eine der wesentlichen Ursachen davon das weite Auseinanderliegen der Gemeinden sein, so dass die Gläubigen oft einer Stunde und mehr bedürfen, um die nächste Kirche zu erreichen. Man sucht diesem Umstand durch die Verbindung von einem halben Dutzend Gemeinden zu begegnen, die durch die jungen Pastoren besucht werden. Dort wird dann in einem kleinen Kirchlein oder in einem Privathaus Gottesdienst gehalten. Was dies für eine aufopfernde Arbeit bedeutet, kann man sich vorstellen, wenn man weiss, dass oft eine solche zusammengezogene Zahl von Gemeinden kaum mehr als ca. 300 Gläubige umfasst.

Die Arbeiter sind aus einem anderen Grunde schwer zu erfassen: Die rein bürgerlichen, in vielen Fällen aus den besitzenden Schichten zusammengesetzten Gemeinden schrecken sie ab. Der Ton, die Ideen, die Ansichten der beiden Welten sind zu verschieden, und auch dem Pastor, der den Arbeitern gegenüber zu sehr «Intellektueller» ist, gelingt es nicht immer, die Brücke von der einen zur andern zu schlagen.

Demgegenüber kommt nun ein Gegenstoss seitens der Laien, und hier vor allem der Jungen. Sie gehen vom Leben, von der Wirklichkeit des Alltags aus und suchen die Verbindung mit allen «Mühseligen und Beladenen» durch die Caritas. Wir haben manche dieser jungen Männer und Frauen beobachtet, wie sie das Letzte an Seele, Herz und physischer Kraft hergaben, ohne dabei den geringsten Unterschied zwischen den Menschen und ihrem Glauben zu machen. Ganz besonders während der Kriegszeit und in den schweren Nachkriegsjahren vollbrachten diese protestantischen Christen Grosses. Mancher arme Flüchtling, Jude, Christ oder Kommunist, verdankt ihnen sein Leben.

So kann man verstehen, warum die Pastoren in innerer Unruhe sind. Das wesentliche vorläufige Ergebnis ist, dass jener protestantische Liberalismus, der im Christentum nur eine moralische, religiöse Haltung oder eine deistische Philosophie sah, verschwunden ist. Die Kirche als solche, mit ihrem Glauben an Christus, den Sohn Gottes, steht wieder im Mittelpunkt. Und eben weil die Pastoren sehen, dass sie der Laien bedürfen, werden diese in einem wesentlich verstärkten Mass in die Arbeit der Kirche miteinbezogen. Sie werden so zu Bindegliedern zwischen den Pastoren und jenen Volksschichten, die die Kirche bisher selbst nicht erreichen konnte. Vereinzelt sieht man auch schon protestantische Arbeiterpastoren, obwohl die Kräfte fehlen dürften, diese Art des Apostolates weiter auszubauen.

Hans Schwann.

Buchbesprechungen

Aus der Welt der Naturwissenschaft

Troll Walter: Das Virusproblem in ontologischer Sicht. Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden, 1951.

Mit der Entdeckung der Viren ist die allgemeine Biologie um ein Problem reicher geworden. Die Fragen nach den Eigenarten des organismischen Seins und den Möglichkeiten einer Urzeugung sind wieder ins Blickfeld der Forschung gerückt. Unter dem Einfluss der Deszendenzlehre war das Werden des ersten Lebens aus unbelebtem Stoff nach der Abkühlung der Erdrinde und der daraus resultierenden Entstehung einer Umwelt, in der Leben möglich ist, zum brennenden Problem geworden. An Versuchen einer Lösung dieses Problems hat es seit Haeckel bis auf den heutigen Tag nicht gefehlt. Von Haeckels Probiotanten und Moneren als strukturlose Plasmakörper bis zur Beseelung des einzelnen Atoms nach den Anschauungen moderner Physiker wie March und Jordan führt eine ganze Reihe mehr oder weniger wissenschaftlicher Deutungsversuche.

Dadurch, dass die Viren (Euviren) als grosse Eiweissmoleküle erkannt werden konnten, stellte sich mit zwingender Notwendigkeit auch die Frage nach belebten Eiweissmolekülen in dem Sinne, dass eine bestimmte Eiweissorte auch automatisch lebendig sei. Nach dem strengen Physikalismus müsste dies möglich sein, und gerade die Viren würden diese Bedingung erfüllen. Troll packt nun hier das Problem richtig an, indem er sich zuerst einmal mit der Frage auseinandersetzt: Wann ist etwas lebendig, wann unbelebt? Die Fragestellung ist somit eine ontologische. Dies kommt in allen drei Teilen von Trolls Abhandlung deutlich zum Ausdruck: I. Die Stellung des organismischen Seins im Aufbau der realen Welt; II. Das Virusproblem; III. Virus und Urzeugung.

Im ersten Teil wird nach einer kurzen Übersicht über die Grundzüge der Ontologie die moderne Schichtenlehre und deren Bedeutung für die Naturerkenntnis auseinandergesetzt. Dabei geht es hier vorwiegend um die zwei untersten Schichten der Seinspyramide, die das anorganische Sein und die nächst höhere Schicht, das vegetabilische Sein, umfassen. Wichtig ist dabei das Prinzip des kategorialen Novums, das je eine Seinschicht von der unterbauenden Stufe als Eigenbereich abhebt, ohne den Konnex mit letzterer zu verlieren. Die Schichten sind nicht in sich selbst existenzfähig, sondern von den tieferen abhängig (Dependenzprinzip). Damit distanziiert sich die Schichtenlehre deutlich von jedem Physikalismus, der die gesamte materielle Wirklichkeit von den Gesetzmässigkeiten der Physik her glaubt verstehen zu können. Da die zweite Seinschicht das vegetabile Sein umfasst, setzt sich Troll nun mit dem Novum dieser Schicht auseinander. Zelle und stoffliche Zusammensetzung des Protoplasmas als Grundlage lebendigen Seins zeichnen sich nebst ihrer komplizierten chemischen Beschaffenheit durch eine protoplasmatische Organisation aus, d. h. durch Strukturen, die dem Chemismus der beteiligten Stoffe übergeordnet sind und sich auch nicht von ihm ableiten lassen, obwohl sie sich auf die chemische Natur der Komponenten gründen. Die Eigenart dieser Organisation manifestiert sich deutlich in den biologischen Grundfunktionen, die da sind die protoplasmatische Assimilation, das Wachstum und die Zellvermehrung.

Nach Festlegung der Position organismischen Seins im Aufbau der realen Welt kann das Virusproblem angegangen werden. In seinem zweiten Kapitel setzt sich Troll vorerst mit dem Begriff Virus und Virose (Viruskrankheit) auseinander. Die stofflich korpuskuläre Natur der Viren scheint weitgehend abgeklärt zu sein, wobei natürlich die sogenannten Euviren gemeint sind, d. h. jene, die nur aus einem Molekül oder einer Molekülkette bestehen. Ihnen stehen die Pseudoviren gegenüber, die bereits einen zelligen Bau aufweisen und nach Turner zur Gruppe der Cystocetes zusammengefasst werden. Für die vorliegende Fragestellung fallen die Pseudoviren deshalb ausser Betracht. Beim Studium nach dem Wesen der Euviren stellt sich heraus, dass ihnen die Grundfunktionen des Lebendigen, Atmung und Stoffwechsel, abgehen, und dass sie nur vermehrungsfähig sind, wenn sie in lebendiges Milieu d. h. in Protoplasma gebracht werden. Ausserhalb des Lebendigen kristallisieren sie aus wie leblose Körper. Das deutet darauf hin, dass Viren leblose Eiweisskörper sind. Daran ändert auch die Fähigkeit zur Mutabilität nichts. Denn auch als leblose Körper ist ihre Vermehrung denkbar auf katalytischem Wege. Wenn nicht alles täuscht, verstehen sie es, aus ihrem Milieu Bausteine abzuspalten und arteigene Moleküle aufzubauen. Solche Vorgänge können sich aber nicht abspielen, ohne Störungen im Zellgefüge nach sich zu ziehen, was schliesslich zu den bekannten Virösen führt. Diese Tatsache führt Troll zum Schluss, die Viren seien als entartete Plasmabausteine aufzufassen.

Mit der Urzeugungsfrage im III. Kapitel wird ein letztes, durch die Virusforschung neu aufgelebtes, viel diskutiertes Problem aufgeworfen.

Nach dem Physiker P. Jordan bedürfte es zur Entstehung von Lebewesen eigentlich keiner Urzeugung, da das Leben schon mit der Existenz der Atome wenigstens keim- oder anlagehaft gegeben sei. Das angeblich akasale Verhalten im inneratomaren Geschehen zeuge von einer gewissen Freiheit, die eine kennzeichnende Eigenschaft alles Lebendigen sei. Nur in völliger Verkennung des Analogieproblems, das auch in anderen Zusammenhängen von Troll immer wieder hervorgehoben wird, können Freiheit des Lebendigen und «Freiheit» mikrophysikalischen Geschehens einander gleichgesetzt werden. Sollte aber trotzdem mit dem erstmaligen Auftreten bestimmter Eiweissstoffe auch gleichzeitig das Leben vorhanden sein, dann müsste die Wahrscheinlichkeit für die spontane Bildung von Eiweissmolekülen gegeben sein. Nach sehr vorsichtigen Berechnungen wäre unsere Erde aber viel zu jung, um einem einfacheren Eiweissmolekül die Chance zur spontanen Bildung zu geben. Somit ist auch von diesem Gesichtspunkte aus eine Urzeugung höchst unwahrscheinlich. Leben ist jedoch nicht nur an ein einzelnes Molekül gebunden, sondern immer an die Existenz einer Zelle, also an Protoplasma. Wäre nun trotz allem ein Eiweisskörper spontan durch Urzeugung entstanden, und könnte sich dieser auf autokatalytischem Wege vermehren, dann würden wohl Eiweissmoleküle derselben Art resultieren, aber noch kein Protoplasma entstehen, das auf eine gewisse Mannigfaltigkeit dieser Stoffe angewiesen ist. Zur spontanen Bildung dieser Mannigfaltigkeit wären weitere Wahrscheinlichkeiten nötig, was das ganze Problem zur höchsten Unwahrscheinlichkeit werden lässt. Aber auch die Mannigfaltigkeit der Stoffe macht noch nicht das Leben aus. Ohne das Novum des organismischen Seins als irrationaler Bestand der lebendigen Wirklichkeit bleibt nur lebloser Stoff und dazu gehören die Viren.

H. G.

Barthelmess A.: Vererbungswissenschaft. Orbis-Band II/2. Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br., 1952.

Wenn eine Wissenschaft selbstverständliche Bedeutung erlangt hat, vergessen wir gerne jene, die durch ihre unermüdliche Pionierarbeit das Zustandekommen dieser Bedeutung erwirkten. Wohl werden einige wenige Forscher dank ihrer hervorsteckenden Funde für das zeitbedingte Interesse eines Forschungszweiges immer wieder zitiert. Ihre Verdienste sind unbestritten, ihre Erfolge jedoch meist nur denkbar als Fortsetzung immenser Vorarbeit. Darum war es an der Zeit, sich der Geschichte der Vererbungswissenschaft zu erinnern. Die Initiative ergriff Prof. Dr. F. Gessner. Dr. A. Barthelmess übernahm die grosse Arbeit, aus einer beinahe unübersichtlich gewordenen Menge von Literatur jene Dokumentarstücke hervorzusuchen, die ein möglichst klares Bild der geschichtlichen Entwicklung der Vererbungslehre ergeben.

Von Hippokrates und Aristoteles, den Vätern der Vererbungswissenschaft, über Haller, Linné, Koelreuter, Lamarck, Darwin, Haeckel, Flemming, Mendel, Weismann, Naegeli, Reinke, Roux, Driesch, Boveri, Winkler, Morgan, Imai, Timofeef-Ressowsky, Gildschmidt, Dobzhansky, Bünning und andere mehr führt ein verschlungener Weg voller Überraschungen, Verirrungen und Eigenwilligkeiten zum heutigen Stand der Kenntnisse. Dem Autor ist es gelungen, durch kluge Auswahl von Originaltexten uns sicher durch dieses Labyrinth zu führen, so dass die Übersicht gewahrt bleibt. Wenn Barthelmess sein Buch bescheiden einen Versuch nennt, dann danken wir ihm, dass es mehr als ein Versuch geworden ist. Historisch bedeutsame Dokumente vermitteln ein Bild, mit welcher überlegener Sicherheit ein Forscher seine Theorie darlegt, ein anderer sie bezweifelt oder gar bekämpft, wie Weismanns Iden, Haeckels Plastiden und Naegelis Idioplasma geistreich erdachte Hypothesen zur Eruierung der Erbräger waren.

Alles in allem ist es zu begrüssen, jene aus der Vergessenheit hervorzurufen, die dem Gebäude der Vererbungslehre die Fundamente legten. Wer sich ernsthaft mit der Erblehre befassen will, wird die vorliegende Dokumentensammlung nicht missen wollen.

H. G.

Freisling J.: Allgemeine Biologie. Das Leben, seine Grundlagen und Probleme. Verlag Anton Pustet, Graz, 1952.

Eine allgemeine Biologie in hochkonzentrierter Form könnte man das vorliegende Buch nennen. Was Freisling auf knapp 400 Seiten an Stoff behandelt, ist sehr viel. Nur ein Autor von umfassender Sachkenntnis und bester schriftstellerischer Qualität darf sich an ein solches Buch heranwagen. Diese Qualität besitzt Freisling zweifellos. Der Inhalt kann jedoch nicht ohne Voraussetzungen bewältigt werden, und so wendet er sich eher an Leser mit akademischer oder zumindest solider Mittelschulbildung.

Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt, dass es der Autor mit dem Titel

des Buches ernst meint. Der Reihe nach wird behandelt: Die Organisation des Lebendigen, die Organisationspläne, Zuordnung und Steuerung, Verhaltensweisen und psychische Fähigkeiten, Kollektivgefüge, die Kontinuität des Lebens, die Fortpflanzung, die Vererbung, die Entwicklung, die Entwicklung des Geschlechtes, die Theorie der Entwicklung, das Problem des Todes, die Mannigfaltigkeit der Formen (Abstammungslehre). Wahrhaftig eine erdrückende Fülle von Teilfragen der biologischen Forschung! In meisterhafter Darstellung wird auch der neueste Stand der Kenntnisse in allen Gebieten berücksichtigt.

Schönheit und Mannigfaltigkeit kennzeichnen das Lebendige, Leid, unerbittliches Schicksal, grenzenlose Lust umschliessen sein Dasein, Intelligenz spricht aus dem Lebensgeschehen. In den Bann letzter Fragestellung gezogen, wird der menschliche Geist zur letzten Entscheidung an den Grenzen und Quellen seiner Erkenntnis aufgerufen. Wir lesen viel zu wenig solche Bücher. Vielleicht wollen wir sie nicht lesen, weil wir sonst die unangenehme Feststellung machen müssten, dass wir unser Leben falsch leben, dass wir uns eine Weltanschauung aufbauen müssten, die von uns mehr Selbstbesinnung fordert. Weil viele das Vertrauen zum reinen Denken verloren haben und den metaphysischen Schlussfolgerungen daher keine Sicherheit mehr zugestehen können, bleiben sie bewusste Positivisten. Noch immer haben viele nicht eingesehen, dass die Biologie über sich selbst hinaus in die Metaphysik führen kann. Freislings «Allgemeine Biologie» kann diese Führung übernehmen.

Dr. Hans Güntert, Schwyz.

Neuerscheinungen

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Barth Karl: Rudolf Bultmann. Ein Versuch, ihn zu verstehen. (Schriftenreihe Theol. Studien, Heft 34.) Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich, 1952. 56 S. Kart. Fr. 3.75.

Barth Karl: Christus und Adam nach Röm. 5. (Schriftenreihe Theol. Studien, Heft 35.) Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich, 1952. 55 S. Kart. Fr. 3.75.

Braun Felix: Briefe in das Jenseits. Erzählung. Otto-Müller-Verlag, Salzburg, 1952. 176 S. Leinen Fr. 7.60.

Dillersberger Josef: Matthäus, Band II: Der Meister in Wort

Berggasthaus Seealpee

Gut bekanntes Ausflugsziel für Schulen und Vereine. Tadellose Verpflegung, bescheidene Preise. Massenlager. — Gondelfahrten. — Telefon (071) 8 81 40. Besitzer: Joh. Dörig-Koller.

Christliche Hauskunst von bleibendem Werte sind meine holzgeschnitzten Krippenfiguren, Originalarbeiten innerschweizerischer Künstler. Jedes Jahr Ergänzungen möglich. Erbitte frühzeitige Weihnachtsaufträge für diese Handarbeiten. Telephone (041) 2 33 18

J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF — HOFKIRCHE
TELEFON (041) 2 33 18 — WOHNLAGE 2445 B — POSTKONTO 18 8240

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Sträubli, Hoststrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht./Ro., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährlich Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Jährl. Sch. 30.—. Einzahlungen an Creditanstalt-Bankverein, Filiale Feldkirch, Scheckkonto 65.707.

und Wunder. Otto-Müller-Verlag, Salzburg, 1952. 184 S. Ganzleinen Fr. 7.10.

Guardini Romano: Verantwortung. Gedanken zur jüdischen Frage. Hochland-Bücherei im Kösel-Verlag, München, 1952. 43 S. Kart. DM 2.—.

Hayek F. A.: Individualismus und wirtschaftliche Ordnung. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich, 1952. 344 S. Geheftet Fr. 12.50, Leinen Fr. 16.45.

Hudal Alois: Die österreichische Vatikanbotschaft 1806—1918. Pohl & Co., Verlagsbuchhandlung, München, 1952. Leinen, 326 Seiten.

Hyde Douglas: Anders als ich glaubte. Der Weg eines Revolutionärs. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1952. 340 Seiten. Leinen Fr. 15.10.

Jansen Cron Heinrich: Ehe und Familie durch Christus. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1952. 63 S. Kart. DM 2.40.

Könn Josef: Die Macht der Persönlichkeit. Bibellesungen über den Philipperbrief. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1952. 204 Seiten. Leinen Fr. 12.80.

Kretzenbacher Leopold: Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel. Otto-Müller-Verlag, Salzburg, 1952. 148 S., 18 Abbildungen. Frz. brosch. Fr. 10.30.

Krönert Georg: Parapsychologie und Religion. Origo-Verlag, Zürich, 1952. 54 S., 5 Diagramme. Fr. 3.40.

Lippert Peter: Von Festen und Freuden. (Rundfunkvorträge.) Verlag Ars sacra Josef Müller, München, 1932. 272 Seiten. Leinen Fr. 13.20, brosch. Fr. 9.60.

Padellaro Nazareno: Pius XII. Athenäum-Verlag, Bonn, 1952. 520 Seiten. Leinen DM 22.—.

Rest Walter: Die Schule deiner Kinder. Paulus-Verlag, Recklinghausen, 1952. 125 S. DM 2.80.

Steck Karl Gerhard: Der evangelische Christ und die römische Kirche. Chr. Kaiser-Verlag, München, 1952. Auslieferung für die Schweiz: Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zh. 48 Seiten. Kart. DM 2.50.

Photoapparate - Reparaturen

aller Fabrikate — Zentral- und Schlitzverschlüsse — Blitzlichtsynchronisationen — Einbau neuer Balgen — Totalrevisionen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Mario Galli MARIA

des Erlösers hohe Gefährtin

«Orientierung», Auf der Mauer 13, Zürich 1

72 Seiten, broschiert, Fr. 2.50

Zu beziehen durch Rex-Verlag, Luzern

Die Broschüre bearbeitet in äusserst gründlicher Weise die Neuerscheinungen und Diskussionen, die durch die Dogmatisierung der Himmelfahrt U. L. Frau bei Freund und Gegner angeregt wurden. Die Grundfragen werden klar herausgestellt und die katholische Lösung gut unterbaut vorgelegt. Eine Gesamtschau der neueren Literatur ist beigelegt.

Was **WOCHE** nicht will es allen Leuten recht machen. Vielleicht trifft die neue schweizerische illustrierte Zeitung gerade deswegen Ihren Geschmack.

Verlangen Sie Probenummern, Prospekte und Versicherungsbedingungen. Abonnements durch die

Administration **WOCHE**, OLTEN, oder beim Vertreter.